

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

4.1.1931 (No. 1)

Die
Pyramide
Wochenschrift
zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 1



4. Jan. 1931

Heinrich Bierordt / Eugen Kilian

Er war kein Glückspilz, er war unter keinem günstigen Gestirn in die Welt getreten, fast alles mißlang ihm, und mit welch stolzeschweltem Segelwerke stach er in die See des Lebens hinaus!

Sein Vater, ein „Geheimer Rat“ alten Stiles, mit allen Voreingenommenheiten und Zwangsvorstellungen eines solchen, lebte vielleicht zum Unheile des Sohnes. Ein überscharfer Verstand von geradezu reizender Schärfe, der zuweilen recht ansässig und unangenehm werden konnte, war diesem Hausgewaltigen die Gabe der Liebenswürdigkeit so ziemlich veriaßt. Gattin, Sohn und Tochter haben oft schwer unter ihm gelitten und schweigend manches erduldet.

Wiewohl „der alte Kilian“ später im Verkehr mit mir niemals seine Unfreundlichkeiten herauskehrte, war er mir persönlich doch durch eine wenig erfreuliche Eigenschaft schon von frühe her in einigermaßen unliebsamer Erinnerung geblieben: die beiden „Theaterlogen“ von Kilians und meinen Eltern waren unglücklichweise dicht nebeneinander gelegen. Da keinerlei Wand, sondern lediglich eine schmale, mit rotem Stoff umwickelte, eiserne Stange die beiden Lauben trennte, so mußte ich jedes, von Geheimrat Kilian selbst nur halb laut hervorgemurmelte Wort aufs deutlichste verstehen. Er hielt während der ganzen Vorstellung unverdrossen, ohne jemals ihn abzusehen, seinen Operngucker vors Auge und begleitete, Handlung für Handlung, Auftritt für Auftritt, die Vorgänge der Bühne mit unablässigen, übelwollenden, „kritischen“ Bemerkungen, wodurch er die andächtige Aufmerksamkeit der ganzen Nachbarschaft rings herum in unaussprechlicher Weise störte. Ich hätte zuweilen am liebsten den Mund ihm zugebunden.

Der schon in vorgerückten Jahren Stehende hegte vor allem einen wahren Haß gegen den „Alten Hocker“, der einer der ausgezeichnetsten Schauspieler war, deren das Karlsruher Hoftheater alten Stiles sich rühmen konnte. Almete dieser Künstler nur auf die Bühne, so kannte der alte Kilian keine Grenzen in der Maßlosigkeit lauterster Aeußerung seiner Abneigung; nichts, aber auch gar nichts, vermochte dieser herrliche „Charakterspieler“ dem bössartigen „Kritikus“ recht zu machen!

Ich habe später manchmal dieses unangenehme Erlebnis mit meinem Vater, wodurch mir viele schöne Theaterabende getrübt wurden, mit meinem Freund Eugen unverhohlen besprochen, und er hat meinen Unmut darüber völlig begriffen.

Frühe schon regte sich im jungen Eugen der Trieb zum Theater, nicht wenig gefördert durch seine eigene, feingebildete, edelsinnige, auch musikalisch begabte Mutter, die den heranwachsenden Sohn, wie auch ihre Tochter Ervina, mit Vorliebe bei Kindergesellschaften Gedichte vortragen oder kleine schauspielerische Auftritte spielen ließ.

Solange die Theaterneigung noch in kindlich begrenzten Umrissen sich entfaltete, hatte der Vater natürlich nichts dagegen einzuwenden — aber, wehe, als der erwachsen gewordene Sproß eines Tages vor seinen Erzeuger hintrat und ihm erklärte: er wolle zur Bühne gehen!

Da ipse der Geheimrat Gift und Feuer beim bloßen Gedanken, daß sein Sohn derart aus der Art schlagen könne! Er drohte ihm mit Verstößung, Enterbung, Tischstucherschneiden und dergleichen früher üblichem, vorfindstullichem Zubehör, wie es bei ähnlichen Anlässen gehandhabt wurde.

Eugen, als braver, treuer, gehorsamer Sohn, fügte sich zunächst dem befehlenden Wunsche des Vaters, wenn auch schweren Herzens und widerwillig genug. Merkwürdig, dieser tief ernste, junge Mann fühlte ganz besonders den Zug zum „Komiker“ in sich, wie dies ja zuweilen bei ausgesprochen ernstern Naturen vorkommen soll.

Es wurde später Eugen Kilian von Berufsgenossen öfters der unberechtigte Vorwurf gemacht, er habe kein eigentliches „Theaterblut“ besessen! Nichts ungerechtfertigter als dieses! Der Drang zum Theater war ja gerade von Uraufgang an seine größte, tiefste, anschließlichste Leidenschaft. Ein anderer, von Gewissensbissen weniger geplagter Sohn hätte freilich auf diesen Vater „gepiffen“, wäre durchgebrannt und hätte draußen auf irgend einer Schmiere die Komödiantenlaufbahn begonnen. Hätte er dies über sich gebracht, dann wären die späteren, übelwollenden Mäuler gestopft gewesen und niemals hätte die alberne Bemerkung vom Fehlen des „Theaterblutes“ um sich fressen können.

Ja, hätte er „von der Pike auf“ als „praktischer“ Schauspieler sich die Sporen verdient, dann wäre alles gut und recht gewesen. Aber zum Durchbrennen, zum Gegen-den-Willen-des-Vaters-Handeln war er ein zu guter, pflichttreuer Sohn, der aushalten zu müssen glaubte.

Der Vater erklärte ihm, er solle zuvörderst seine Staatsprüfung als „Philologe“, sowie seine Doktorprüfung ablegen — nachher könne er machen, was er wolle! Eugen kam in allem dem väterlichen Verlangen nach, legte die Staatsprüfung ab, machte seinen „Doktor“ und — trat abermals vor den Vater mit der Erklärung hin, daß er jetzt alles väterlicherseits Gewünschte erfüllt habe, nunmehr jedoch als Bühnenkünstler auf die weltbedeutenden Bretter gehen wolle!

Da kam er aber bei dem Vater schon an: ja, das gebe es nicht im Entferntesten! Er solle jetzt an einer Schule als „Lehramtspraktikant“, wie man damals sagte, eintreten! . . . So hat ihm tatsächlich dieser Vater sein Wort gebrochen! Aber niemals wäre das leiseste Wort des Tadelns, des Grolles, oder gar der Verwünschung des Vaters über die Lippen dieses edeln Sohnes gekommen. Was mag er im stillen oft hinuntergewürgt haben.

Weil er alle seine „Examina“ so pflichteifrig abgelegt und vielleicht einen etwas gelehrten Anstrich hatte, haben sie nachmals beim Theater ihn den „akademischen Regisseur“ mit Vorliebe genannt, was ihn zeitlebens gewürmt und geärgert hat.

Nun, Eugen fügte sich auch weiterhin den Forderungen seines gewaltherrischen Haus tyrannen und ging versuchsweise in den Lehrdienst. Aber er war eine zu feine, schüchterne Natur, um eine Klasse von unbändigen Rängen im Zanne zu halten. Trug er ein Gedicht in seiner etwas theaterhaften Weise mit scharf hinrollendem „N“ vor — dieses Theater-N hatte er sich durch jahrelangen Fleiß, durch unablässiges Ueben zu einem Lebens-

besitz gemacht — so waren Lach- und Spottlust seiner Schüler erregt. Kurz, er wußte sich nicht in „Respekt“ zu setzen, und der Versuch, Lehrer zu werden, scheiterte zum lebhaftem Schmerze des Vaters . . .

Dann versuchte er es als „Volontär“ am Großherzoglich Badischen General-Landesarchiv. Dort konnte er wenigstens seiner Hauptneigung frönen und „dramaturgische Studien“ treiben, Bühneneinrichtungen von Shakespeareschen Stücken vornehmen oder sich mit seinem Lieblingshelden, Eduard Devrient, dem vielgerühmten, gewaltigen, langjährigen Leiter der Karlsruher Hofbühne, beschäftigen.

Auf die Dauer hielt er es in der Archiwitätigkeit auch nicht aus. Sein Theaterblut verlangte nach Bühnenbetätigung.

Hinter dem Rücken des Vaters gewann er es über sich, in Heidelberg, Baden-Baden und Strassburg unter angenommenem Namen aufzutreten. In Baden-Baden trat er in Vestings „Nathan“ auf, soviel ich mich entsinne, und wurde dreimal herausgerufen, was ein großes Leidwesen für den Vater bedeutete, als er von den dunkeln Vorgängen Wind bekam.

Eugen hätte sich, glaube ich, mit dem bescheidenen Amt eines „Souffleurs“ oder eines „Garderobiers“ — beides herrliche deutsche Benamungen! — begnügt, wenn es nur eine Stellung am Theater gewesen wäre!

Der harte Wille des Vaters verjagte ja nur eine Tätigkeit als Darsteller auf der Bühne — weil ihm dies nach verrotteten, altväterischen Anschauungen gegen die persönliche Ehre ging —; gegen die Beschäftigung eines „Dramaturgen“ oder gar eines „Intendanten“ hatte er nichts einzuwenden; er war eben noch ganz ein Mann nach uraltestem Instincte, für den der Schauspielberuf etwas Ehrenrührendes hatte! Wie so viele Väter in alten Zeiten ihre Kinder in verbotnem Eigenstimm dadurch ins Unglück stürzten. Ja, hätte Freund Eugen, statt Staats- und Doktorprüfung zu machen, etliche Jahre Schauspieler, Komiker sein können, und dürfen, wäre ihm geholfen gewesen. O die Väter, die verranntent! . . .

Damals trat zum ersten Male ein junger, schöngealtiger, vielversprechender Künstler — es war Wilhelm Kratt — ein geborener Baden-Badener, im Faschnachtspiel „Robert und Bertram“ zu Karlsruhe auf. Er hatte in der Rolle eines Landjägers sich bloß auf ein Pferd zu schwingen, einen Satz auszurufen und wieder in die Aulisse zu sprengen — und um diesen kurzfristigen Vorgang sich mit anzusehen, kam sein auf den Künstlerjohn stolzer Vater aus Baden-Baden herübergereist, daß er sich im Glanze seines Sprößlings sonnen könne. Damals senkte mir Eugen, und etwas Neid und Behmut zitterte in seiner Stimme:

„Wie verschieden doch Väter sein können! Der alte Kratt kommt aus Baden-Baden herüber gefahren, um seinen Sohn einen einzigen Satz rufen zu hören! Mein Vater dagegen würde, wenn ich den „Wallenstein“ oder den „Tell“ spielte, fluchtartig Karlsruhe verlassen!“

Zur Zeit, als Eugens Theaterleidenschaft sich dem Siedepunkt näherte, plante ich eine Reise durch Italien nach Griechenland. Ich sprach gelegentlich der Mutter Kilians von meiner Absicht. Das war seinen Eltern ein willkommenes Gedanke. Sie dachten, kindlich genug, eine solche Fahrt bringe den Sohn auf andere Gedanken und lenke seine Aufmerksamkeit vom Theater ab. Sie hatten mich, Eugen, der sieben Jahre jünger war als ich, mitzunehmen; er solle mich in nichts stören und sich blindlings meinen Reiseverfügungen unterwerfen.

Da ich eine große, freundschaftliche Zuneigung zu ihm hatte, und er mir ein lieber, treuer, zuverlässiger Freund war — Zuverlässigkeit war überhaupt ein Grundkennzeichen an ihm — erklärte ich mich mit Freuden bereit, ihn als Reisegefährten anzunehmen.

Wir reisten zu Beginn eines Märzmonats — für Italien, aber nicht für Griechenland, viel zu früh im Jahr — nach dem Süden. Schon am Gotthard erlebte jedoch Eugen seine erste Enttäuschung. Am Vierwaldstätter See strahlte das herrlichste Wetter von der Welt und wir vermeinten: wie muß es da erst jenseits des Gotthards sein, wenn es hier schon so wundervoll ist! Aber siehe da: beim Verlassen des Tunnelloches, auf der südlichen Alpenseite, wirbelte ein solch furchtbares Schneegestöber, daß man buchstäblich keine zwei Meter weit in die Landschaft blicken konnte! Und Eugens Lippe flüsterte: „Das soll also der vielgerühmte Süden sein!“

Wir begingen die Faschingsfeierlichkeiten zu Ravenna, zu Parma mit — diese letzten waren besonders fein und reizvoll — fuhren in der überfüllten Postkutsche von Pesarò bei kältestarrender Witterung nach dem vereisten Urbino, Raffaels Geburtsstätte, hinauf und sausten auf unendlicher Bahnstrecke längs des Adriatischen Meeres nach Foggia und Brindisi.

Das Meer war ziemlich wolken- und nebelbedeckt, — muß ich zu meines Reisegegnossen Entschuldigung sagen — ihm fehlte der zauberhafte Sonnenglanz; vor allem, es waren gar keine Schiffe darauf. Kurz, alles zusammen trug zur abermaligen Miesenttäuschung Eugens bei und er murmelte: „Das soll das Meer sein? Das habe ich mir ganz anders vorgestellt! Da ist

ja nicht ein Schiff darauf!“ Er war der erste Mensch meiner Bekanntschaft, der vom Eindrud des Meeres grenzenlos, ja bis zur Sprachlosigkeit, enttäuscht war.

Alles, was er unterwegs sah, schaute er nicht an, wie es sich in der Natur darstellte, sondern mit den Augen des künftigen Spielleiters. Fast auf jedem Marktplatz italienischer Städte konnte er ausrufen: „Welch eine herrliche Theaterdecoration wäre das!“

Unterwegs im Eisenbahnabteil — wir waren zufällig meistens allein — saßen wir weit getrennt von einander an den Fensterplätzen, er auf der Landseite, ich auf der Seeseite, denn für das Meer hatte er gar nichts mehr übrig. Ihm sah man am Spiele seiner Lippen und an den unablässigen Arm- und Handbewegungen an, ob er just eine tragische oder komische Rolle „tragiere“, denn in einem fort übte er sich Rollen ein. O, wenn das sein Vater hätte sehen können! Magte ich ihn auf irgend etwas Auffallendes außerhalb aufmerksam, so sah er, wie aus den Wolken gefallen, da und ich mußte Zuspruch und Frage wiederholen; er war zu vertieft, um mich zu hören, allzu sehr innerlich nur mit sich und seinen Theaterträumen beschäftigt.

Ich muß offen sagen: er war durch solche Eigenschaften nicht gerade der „idealeste“ Reisebegleiter, so gern ich ihn auch sonst mochte und ihn so prächtiger Mensch er im übrigen war. Dadurch, daß er von allem und jedem, außer von einigen Platzdecorationen, bitter enttäuscht war, in Italien und in Griechenland, drückte er derart auf meine eigene Stimmung, daß auch ich, der ich mich wohl rühmen darf, eine sonnige, mit allem zufriedene, begeisterungsfähige Natur zu sein, alles schwarz zu sehen anfing und in vielem ungerecht und mißmutig gegen die Umwelt zu werden begann.

Wie sehr mein Gefährte die Dinge lediglich mit den Augen des Spielleiters betrachtete, dafür ist eine Aeußerung von ihm überaus kennzeichnend: An einem Felsblock auf der Höhe von Akrokorinth lehnte sich, halbblinzend und schläfrig und in einigermaßen malerischer Haltung und Aufmachung, ein Dirnenjunge mit langem Stabe. Eugen blieb bewundernd stehen und rief: „Darüber könnte gerade der Vorhang aufgehen!“

Und dieser Mann sollte kein „Theaterblut“ gehabt haben, wie seine Mitarbeiter und Untergebenen vielfach zu behaupten wagten? Er war freilich wohl viel gebildeter und unterrichteter, und darum wohl auch unverstandener, als seine Beurteiler. Ihm fehlte nur das Fehlen der äußersten Folgerichtigkeit seiner Schlußfolgerungen. Wie gesagt, hätte Kilian in ganz jungen Jahren dem stacheligen Vater ein Schnippen geschlagen, wäre er ausgerissen und hätte ein paar Jährchen sich abenteuernd herumgetrieben und als Schmierenspieler sein schmales Brot sich erpielt, er wäre dann ein bewundertes Theaterheld geworden . . .

Selbst vor der Blauen Grotte zu Capri, die wir auf der Heimreise besuchten und die doch sonst das Allerweltstentzünden zu sein pflegt, machte seine Enttäuschung keinen Halt. Als ich ihn fragte, was er sich denn eigentlich dort erwartet und vorgestellt habe, machte er eine himmelwärtige Handbewegung und rief: „Ich dachte mir, da zögen oben Erscheinungen vorüber!“

Wie man sieht, alles nur Theater, Theaterschwarmgeister . . .

Ein zweiter Gang, fast so stark wie sein Theaterhang, war Kilians Neigung für das „Exotische“, und dabei war er der begeistertste, deutscheste Vaterlandsfreund, den man sich denken konnte.

Diese Liebhaberei für „Exotisches“ ließ ihn auch seine Blicke auf ein ausländisches Mädchen fallen. Er holte sich aus dem fernen Argentinien, aus Buenos Aires, seine Braut. Und zwar im Einverständnis mit ihrer aus Deutschland stammenden Mutter, aber sehr gegen Wunsch und Willen ihres Vaters. Die Trauung ward sogar hinter dessen Rücken vollzogen. Das war eine wahrhaft romantische Theaterrolle in Kilians Leben, die ihm nicht so leicht einer seiner Falschbeurteiler nachmacht.

Als ich ihn einmal darüber ausholen wollte, was sein argentinischer Schwiegervater für ein Mann sei, meinte er lachend:

„Das weiß ich nicht. Den kennst du so genau wie ich. Ich habe während meines südamerikanischen Aufenthaltes nur zwei Worte seines Mundes vernehmen dürfen —“

„Und welche zwei Worte waren das?“ fragte ich voll neugieriger Spannung.

„nau! nau!“ rief er, sobald ich in sein Attemer trat, und das war alles. Da machte ich schleunigst Linksunföhr und hub mich von dannen . . .“

Er stürzte sich aber nicht vor Verzweiflung in die Pampas, sondern schiffte sich mit seiner jungen Gemahlin, die aus sehr gutem, reichbegütertem Hause stammte, nach Europa ein.

Unlauge zuvor war ein angeheirateter Verwandter von ihm, Dr. Bürklin, als Generalintendant an die Spitze des Karlsruher Hoftheaters getreten, und dieser hatte unseren Freund als „dramaturgischen Sekretär“ an das durch den großen Eduard Devrient und darnach durch den trefflichen Gustav zu Putlig in die Höhe gehobene Hoftheater berufen. Hier wirkte er nunmehr eine lange Reihe von Jahren.

Diese Karlsruher Dramaturgenjahre waren zweifellos die glücklichsten, ungetrübtsten Zeiten in Kilians Leben. Sie währten von 1891 bis 1905. Hier erntete er erhebliche künstlerische Erfolge. Hier konnte er unter einem ihn durchaus verstehenden und gewährenlassenden Vorgesetzten seine bedeutenden Gaben entfalten. Hier befreundete er sich mit dem großen Felix Mottl, dem berühmten Generalmusikdirektor, der die Karlsruher Oper zu einem deutschen Kunstweltmittelpunkt geschaffen hat. Hier setzte er sich in rührender Weise für alle Bekannten und nach seinem Dafürhalten zu Unrecht in den Schatten unverdienter Vergessenheit Getretenen ein. Hier kämpfte er für das Andenken des verstorbenen Schauspielers und Dichters Rudolf Consentinus und hielt am 10. Oktober 1892 in der Wandelhalle des Hoftheaters sogar eine Vorlesung unter dem Titel „Die Tragödie eines Ver-

schollenen“ zu Ehren jenes vereinstigen Mitgliedes des Karlsruher Hoftheaterverbandes. (Ich veröffentlichte 1905 darauf einige Dankverse „Consentinus' Geist an Eugen Kilian“, ohne meinen Namen zu zeichnen, in den „Karlsruher Nachrichten“, dem bald darnach leider eingegangenen „Gutsheblättle“, Dankverse, die ich dem Geiste des abgelebten Gefeierten in den Mund legte und die Kilian außerordentlich erfreuten.) Hier, in den heimlichen Dramaturgenjahren, hingen die Schauspieler begeistert an ihm, ja, sie schwärmten vielfach für ihn. Kurz, es waren „ideale“ Zeiten und Verhältnisse für Eugen. Hier hatte er sogar die Genugtuung, daß selbst sein theaterfeindlicher Vater sich bis zu einem gewissen Grad an den künstlerischen Taten des Sohnes zu erfreuen vermochte . . .

(Schluß folgt.)

Adolf v. Stach / Sechs Dialoge über das „Schicksal der Frau“

In unserer Zeit, welche sich außer über anderes auch über den „Feminismus in unserer Zeit“ bekennt, berührt es sympathisch, wenn eine Dichterin die schöne Kunst des literarischen Dialoges pflegt und wenn sie dies in einem Werke tut, das zum Besinnen über Fragen von letzter Höhe anregen will. Denn so weit unser Menschenwissen zurückreicht, besteht — einerlei unter welchen Formen und Vorzeichen — das, was die Bibel schon früh die „Feindschaft zwischen des Mannes Samen und des Weibes Samen“ nennt. In Dokumenten über die Ausdrucksformen dieser „Feindschaft“ fehlt es zu allen Zeiten und bei allen Völkern nicht; man muß sie aber auch zu lesen verstehen! Und hier tritt erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der ganzen Wucht seiner sittlichen Persönlichkeit der Basler Weltweise Johann Jakob Bachofen auf den Plan; er, welcher die — solcher Einsicht lange mit allen Mitteln widerstrebenden Menschheit — unausweichlich darlegte, daß die unserer historischen Erkenntnis selbstverständliche Situation zwischen Mann und Frau eine andere Epoche, die mütterrechtliche, vorangegangen ist, darin alles anders, alles umgekehrt war. Damals orientierte sich die Menschheit nach der Mutter; sie war immer gewiß, sie trat mit göttlichen Fähigkeiten und Machtvollkommenheiten im Staatsleben auf, sie regierte das Mutterland, zuerst in heftigen, dann in ethisch sich unseren Vorstellungen annähernden Formen. Dann aber verschwindet, bis auf wenige Spuren, das Mutterrecht, es beginnt die patriarchalische Zeit des Mannes, und die Frau wird des Mannes Hörige, Sklavin und Dienerin. Sieh daraus im Laufe der Jahrtausende zu emanzipieren, d. h. dem *mancipium* des Mannes, seiner Herrschaft über Leib und Seele, zu entweichen, ist eine Entwicklung, die durch den Weltkrieg in überraschendster Weise gefördert wurde, so sehr, daß man nicht ohne Grund heute schon von einem Anbrechen des Feminismus reden kann, also einer Ueberschätzung und Ueberbetonung alles Weiblichen, welche nicht ohne begründeten oder auch nur gefühlsmäßigen Widerspruch blieb.

daß die Dinge sehr im Flusse sind; Grund mehr, sich aus der gestrafften Haltung des philosophischen Denkens nicht herauszulassen, sondern Schritt vor Schritt zu wandern.

Ilse v. Stach ist viel zu sehr Frau, um systematisch an die Erörterung dieser Fragen heranzutreten; sie geht als Dichterin vor, und nimmt sich mit Grund die schöne Freiheit, Menschen kommen und reden zu lassen, unbeschwert von den Ergebnissen der Wissenschaft des Mannes. Wenn César und Cleopatra (1), wenn die Frauen von Korinth untereinander (2), wenn Galilei und seine Tochter (4) und die Sklavenhalter von Virginien (5) miteinander reden, dann eilt die Vorstellungskraft der Dichterin durch die Jahrhunderte: überall das Gleiche! Die Frauen unterdrückt, nicht voll genommen, obwohl sie in ihrer Art wissend sind, und daraus dem Geschlecht des Mannes gegenüberstehen, sei es als Feindin, als Zuschauerin, oder wie sonst, nur nicht als selbständig und vollerkannte Menschen. Ilse v. Stach nimmt es mit der Historie nicht sehr genau; es kommt ihr mehr auf die Gestalten an, auf das Heransarbeiten ihrer Not und Erkenntnis, als daß sie zeigte, wie sich die Emanzipation der Frauen ja längst in einem Maße durchgeführt hat, wie man sie sich noch um 1900 herum nicht im allerentferntesten hätte träumen lassen. Sie geht aber noch weiter. Im 2. und 6. Dialog läßt sie Personen zueinander kommen, die durch fast ein Halbjahrtausend voneinander getrennt sind, also einmal Tacitus und die asiatische Herrscherin Ariemisia, und Papst Pius X. und die heilige Johanna. Das ist sehr kühn; denn hier setzt sich die Dichterin in solchen Teilvisionen außerhalb der historischen Kontinuität, und indem sie das größte Genie der Römer, Tacitus, von einer längstverstorbenen geradezu räufeln läßt, begeht sie einen ethischen Fehler, ebenso sehr, wie sie einen logischen begeht, indem sie die Angelegenheiten der französischen Nationalheiligen zu einer überstaatlichen Argumentation für die „Frauenfrage so ganz im allgemeinen“ verwendet: denn sie muß sich widersprechen lassen, wenn sie annimmt, daß die heilige Johanna (trotz Voltaire und Shaw) auch nur im geringsten etwas sei, was außerhalb Frankreichs verstanden würde. Die Johanna von Domrémy, einerlei, aus welchen tiefen Gründen sie von der Kirche heilig gesprochen wurde, ist für den Franzosen eine Privatangelegenheit, welche zu staatlichen Zwecken so viel wie mäßig gebraucht wird, also politisiert wurde; man kann sagen, es ist eine politische Heilige; demgegenüber aber zu behaupten, daß sie eine Vorkämpferin für die weltliche und vitale Befreiung der Frauen überhaupt sei, heißt, den noblen philosophischen Boden der Dichtung verlassen, und das um so mehr, als gerade die heilige Johanna ein maskuliner Typ war, genau so, wie Christine von Schweden, bevor sie in der Peterskirche zu Rom ihr großes, weismarmornes Grabdenkmal glücklich und endgültig erhielt. Die Dichterin mußte freilich auswählen: sie hätte vielleicht besser getan, an die Fürstin Gallizin zu denken, die Freundin Semsterhuis, oder an die Frau von Krüdener, welche den Kaiser Alexander von Rußland zur Schaffung der „heiligen Allianz“ beriet, oder an die Madame de Pompadour, welche samt Maria Theresia die Kriege Friedrichs II. von Preußen betrieb, und dadurch indirekt Ursache war für die herbe, spartanische Männigkeit der Friederizianischen Epoche mit Lessing . . . sie hätte an Hölderlin denken können, vielleicht sogar an die guten Stunden der Frau v. Stein, aber sie wählte anders. Damit soll kein Werturteil ausgesprochen werden, sondern es zeigt sich nur je länger desto mehr, wie eminent schwer diese Dinge sind.

Auch noch auf einem anderen Gebiete hält es die Dichterin für gut, nicht allzu präzise zu sein. Nirgends wird man in der Dichtung klar festgelegt finden, was nun eigentlich der Frau als Wunschbild und als Kampfsziel für die Zukunft vorschwebt oder vorschweben soll. Man kann darin ein löbliches Fehlen von Agitation erblicken; man kann aber auch sagen: und sei es auch nicht viel, das Was muß erkennbar sein, vor allem angesichts der möglichen Folgen aus diesem Was in der deutschen und internationalen Zukunft. Denn es ist eine nicht zu übersehende Tatsache, daß außerhalb Deutschlands die Stellung der Frau eine ganz bedeutend freiere und einflussreichere ist, daß ein großer Teil der Weltgeschichte von heute fast völlig durch Frauen und aus

In ihren sechs Dialogen, unter dem Titel: „Die Frauen von Korinth“ (Verlagstadt-Verlag, Breslau, 1920), unternimmt es Ilse v. Stach, die allgemeine Lage der Frau von jetzt einer geschichtlichen und weltanschaulichen Musterung zu unterziehen: sie geht von der richtigen Vorstellung dabei aus, daß sich Agitation bei einem solchen Thema wirklich nicht paßt, sondern daß es Einsichten sein müssen, die allein die Diskussion über ein so folgenreicheres Thema fördern können. Wenn sie also in ihrem Dichtwerk, das auf exakte Forschung zum Thema keinen Anspruch machen kann, und auch keinen macht, nachsinn und andere zum Nachsinnen anregen will, so geschieht es aus einem philosophischen Bedürfnis heraus. Und das ist gut: denn es wird vieler Mühe bedürfen, um in der Frage des Frauenrechtes überhaupt, seiner Wandlungen bis zur Gegenwart und in den Folgen für eine nähere und weitere Zukunft jenes Maß von Haltung und geistiger Ueberlegenheit zu erreichen, ohne die die Debatte im Niveau der bisherigen Frauenrechtlerinnen samt ihrer Opposition hilflos und gequält stecken bleiben würde. Es ist ein unbestreitbares Verdienst der Dichterin, daß sie Reserve und Würde wahrt, und daß sie — nicht immer, aber doch dem allgemeinen Wunsche nach — ihre Hoffnungen und Wünsche für sich und ihre Geschlechtsgefährtinnen in eine Ebene des Denkens erhebt, darin platte und verbrauchte Argumente wirkungslos bleiben: sie unterscheidet sich in ihrem Werk von Werken des Geistes um die Frauenfrage sehr beträchtlich, und das ist löblich. Niemals wird es zu einem Kompromiß oder einem Waffenstillstand zwischen Mann und Frau kommen können: denn die Gewalt des weitergehenden Lebens schlechthin überrennt die Vorbehalte und Hilfskonstruktionen, die etwa von beiden Seiten aufgerichtet werden könnten. Dafür aber erhebt sich die Frage nach der Gerechtigkeit, welche über den Disput förderlich entscheiden sollte, unter Berücksichtigung des Menschenglücks der kommenden Generationen, die doch einst wenigstens nicht mit Mißachtung über die Gräber von uns Zeitigen hinwegschreiten sollen. Man sieht, daß das Thema, beginnt man erst einmal, es anzupacken, sehr bald bis in die letzten Dinge, vor allem auch in die des Staates und der Möglichkeiten einer Familienbildung darin überhaupt, eingreift . . . man sieht auch,

ihrem Einfluß heraus geleitet und bestimmt wird. Schaut man näher zu, so besteht kein Zweifel, daß in weiten Strecken menschlichen Wirkens der abendländische Mensch stark aus weiblichem Willen bestimmt wird, ganz zu schweigen von den krassen Formen eines unerzogenen und geradezu albernen Feminismus, der in Amerika immer mehr gilt. Die deutsche Dichterin bemüht sich in ihren geschichtlichen Figuren sehr wohl um internationale Erscheinungen (von ehemals!), aber die Gegenwart sieht sie für ihr Thema international nur in der Figur der heiligen Johanna, und hier muß ihr ganz entschieden widersprochen werden.

Auch Friedrich der Große wird zum Vorkämpfer der Frauenemanzipation bestellt, und zwar mit einigen Worten, die aus ganz allgemein aufklärerischen Gedanken stammen. Man sollte bei diesem Thema nicht vergessen, daß es Friedrich II. war, der als Text für die Dankpredigt nach der Mollwitzer Schlacht 1. Timoth. 2, 12 wählte: „Zu lehren aber verstatte ich dem Weibe nicht, noch sich zu erheben über den Mann, sondern sich ruhig zu verhalten“, . . . und hier nun steht die Mitte von Ilse v. Stachs Dichtung da, der Dialog der Frauen von Korinth: sie ringen um bezw. gegen das Christentum, und seine Haltung zur Frau, welche bekanntlich sehr stark vom jüdischen Sittenkodex bestimmt war

und bis zur Stunde noch ist. Ilse v. Stach ist dem Christentum gegenüber von einer bemerkenswerten Unbefangenheit, ja Unabhängigkeit, und sie sieht eine Eigentümlichkeit des Christentums überaus deutlich; allerdings gehörte gesagt, daß das alte Testament von den Aposteln Paulus und Petrus aufgegriffen wird, indes die Worte des Herrn so sehr wie die von ihm überlieferten Stellungnahmen Frauen gegenüber das alte Testament ebenso „auflösen“, wie es sich einige der Frauen von Korinth dem Apostel gegenüber denken. Inwieweit sich kirchliche Kreise, protestantische wie katholische, hier mit der Dichterin eins wissen können, ist eine Frage für sich, die hier nur genannt werden soll.

Die sechs Dialoge sind politisch gemeint; sie kümmern sich nicht um das Innere, um die Seele, um die Aufgabe der Frau, nämlich die Mutterschaft. Sie verneinen faktisch auch Dantes Beatrice. Je länger man sie liest, desto mehr gedenkt man an ein schönes Wort Hugo v. Hofmannsthal's, das auch seine Berechtigung hat:

„Ein Mutterleben, — nun, ein Drittel Schmerzen, eins Plage, Sorge eins. Was weiß ein Mann davon?“

Klara Maria Frey / Drei Gedichte

Madonna, du Kluge

Die Ordnung deiner Züge ist mir frische
Erlebnislust. Wie die Gedanken steigen
aus deinem Mundes wechselvoller Nische
und wichtig um die Augenbrauen schweigen!

Dort knistern sie auf ausgeschwungener Schleife
nur einen Busch! Bis wieder hingeläutet,
die Stirne strahlt in lebenswarmer Reife,
die alle Güte lieblich in sich bettet.

Erkenntnis spricht zum Weisen

Ich will hinströmen durch dein Gesicht
kraftvoll und immer klarer.
Ich wandle mich in Form und Licht;
sei du mir nur Bewahrer!

Ich hebe dich aus Fluch und Fleisch
und baue dich zum Meister.
Bis dir verstummt das Lust-Gekreisch
verirrter Menschengeister.

Es überdönt dein Leib die Zeit
und rührt an Bruderhände.
Dein Herz klopft an die Ewigkeit,
wird Anfang, Mitte, Ende.

Tägliches Wunder

Wir lassen uns von der Nacht beschleichen
und wissen nicht,
wie wir liegen im bleichen
Frühmorgenlicht.
Wir zäumen unser Vertrauen
all-abends auf.
Und uns're Gedanken bauen
den Tageslauf,

als ob aus Schlafen und Dämmern
nicht Wandlungen brechen,
die alles zerhämmern
und alles zerstechen.
Brüder, wir werfen uns
vor dunkle Nachen.
Und — können immer noch
lächelnd erwachen! —

Nenne Kath-Kaiser / Das Wiedersehen

Der Anlaß des Wohltätigkeitsfestes brachte ihnen das erste Wiedersehen nach Monaten vollkommener Trennung. Ein Wiedersehen wie das zweier Sterne, die danach brennen, sich ineinander zu stürzen, sich zu vermählen in aufschäumender Glut, und die doch, sich fernher grüßend, ihre streng gezogenen Bahnen wandern, weltweit einer von dem andern.

Beide, durch die strengsten Gesetze der eigenen Natur in ihren Lebenskreis gebannt, hatten sich ohne Zögern und ohne wehleidige Miene des Märtyrertums der Notwendigkeit der Trennung gebeugt, als die Entdeckung ihrer Liebe durch den Gatten Ursulas und damit die Katastrophe für zwei wohlgefügte, reiche Familienwelten drohte. Sie waren beide überzeugt, daß eigenes Glück niemals durch eine Uebersumme fremden Leides erkaufte werden kann. Aber dies bereitwillige Sichfügen schloß keinen Verzicht auf die Leidenschaft ihrer Herzen in sich, es war nur ein Herabnehmen des gefährvollen Gefühls in größere Tiefen, ein Rückzug in die Welt der Träume voll Sehnsucht und nicht ohne Hoffnung. Und deshalb bedeutete dies Wiedersehen im Gewühl des Festes, im Scheinwerferlicht der sensationsgierigen Augen der Menge, unter der eifersüchtigen Beobachtung des Gatten Ursulas, Wiedersehen, das doch nichts gab als ein Weilen im gemeinsamen Raum, ein achtsam vorsichtiges Grüßen der Augen . . . ein Glück ohne gleichen . . . Bonne und Seligkeit voll unerhörter Gewalt.

Ursulas Wesen glitzerte an diesem Abend in den tausendfachen Farben eines sprühenden Temperaments. Sie sog die Luft ein als trinke sie süßen Wein, denn es war ja die Luft, die auch er atmete, die ihn umlutete, die erfüllt war von den Ausströmungen seines Wesens. Jeder Atemzug gab Glück, das Blut wurde immer leichter, heller, perlte, tanzte wie schäumender Champagner. Ursulas Augen strahlten, der Mund blühte auf, das zart aufgelegte Rot der Wangen verblähte vor dem schimmernden Rot der Erregung. Sie lebte hundertfach jede Sekunde, jede Pore ihres Körpers traufte die Gegenwart des Geliebten, unablässige Schauer bekäubender Bonne rannen jagend über ihren Körper. Sie lachte, plauderte, flirtete in leuchtender Ueberfülle des Lebens und wußte doch gar nicht, was sie redete, warum sie lachte; wußte nur um den einen, dachte nur an den einen, fühlte nur den einen.

Und schickte, wenn der lustvolle Brunnen der Seligkeit sich erschöpfen wollte, einen durstigen Blick nach der schlanken Gestalt des geliebten Mannes, verjank für die Ewigkeit einer Sekunde in ein paar blaue Augen. Kein eifersüchtiger Merker hätte in dem Sichbegegnen der zwei Augenpaare anderes erkennen können, als das zufällige Einandersehen zweier Menschen im gleichen Raum, und doch lag in der flüchtigen Sekunde, die nur das eine Wort: „Dein“ von Seele zu Seele senden konnte, die Menschöpfung einer Welt voll Glück, Qual, Seligkeit, Verdammnis. Und auch Qual und Verdammnis war Seligkeit.

Und dann schenkte ihnen der gütige Zufall eine Minute des Alleinseins in einem schmalen Durchgangszimmer. „O du,“ betete aufstöhnende Sehnsucht, „daß wir uns nie mehr treffen können!“ Und ein zuckender Mund preßte sich betuernd und tröstend auf schlante, vielliebe Finger. Dann schenkte ein nahender Schritt sie auseinander.

Das war alles, was geschah. Alles: ja, das ist das rechte Wort! Umschließt nicht die rasche Silbe „Du“ das ganze Hohe-licke der Liebe? Ist nicht in der sanften Verführung alle Vereinigung beschlossen? . . . Armseelig, wer im Strahl die Sonne nicht empfindet!

Herrin war Ursula an diesem Abend, Zauberin, Königin: Es lodte sie, mit der Spitze ihres Brokatschuhes fortzustoßen, was sie schwärmend umdrängte. Sklavin war Ursula, Magd, unjählich Hingegebene!

„Der Wagen wartet,“ sagte ihr Gatte und legte achtsam den Mantel um ihre Schultern. Er berichtete seine Beobachtungen, gab die Kritik des Festes. Ursula hörte höflich zu. Der Alltag umschloß sie wieder, Milchfarbe und Milchgetön alles Lebens? . . . Was tat's? Sie nahm unmerklichen Vorrat der Begegnung mit sich in die graue Unterwelt. Sie besaß ihr ureigenstes, heimliches Paradies, das ihr jederzeit offen stand. War es möglich, daß es Menschen gibt, die mühselig leuchtend Lasten des Erlebens zusammenzuschleppen, um sich eine Wohnliche daraus zu bauen? Ursula hob mit singenden Händen das lustige Nichts eines Blickes, eines Wortes und besaß darin alles, was Liebe schenken kann.